

Die große russische Dichterin Anna Achmatowa verlor ihren Sohn in den Jahren des stalinistischen Terrors im Gulag. In ihrem berühmten „Requiem“ klagte sie um das „schuldlose“ Russland, das „sich wand / unter Stiefeln, den blutig befleckten / Schwarzen Wagen, ‚Marussja‘ genannt“. Die Schreckensherrschaft Stalins hatte viele russische Opfer, und die Bolschewiki waren beileibe keine rein russische Partei, sondern zählten Mitglieder vieler Nationalitäten. Auf den polyethnischen Charakter des Bolschewismus verweist Eugen Ruge in seinem Essay „Gibt es einen nützlichen Völkerhass?“ (F.A.Z. vom 3. November). Ruge hält es für einen Kategorienfehler, für die Verbrechen der Sowjetunion Russland und die Russen verantwortlich zu machen.

Das „schuldlose Russland“ Achmatovas wurde von einem Regime regiert, das seinen Terror nicht in erster Linie gegen Russen, sondern vor allem gegen Angehörige nationaler Minderheiten richtete. Polen waren am stärksten gefährdet. Die Bolschewiki erfanden eine „Polnische Militärorganisation“, die angeblich mit einer „Ukrainischen Militärorganisation“ in Verbindung stand und das Ziel verfolgte, die Sowjetmacht zu stürzen. Die 600000 Polen, die damals in der Sowjetunion lebten, wurden nach einem denkbar weiten Schema verfolgt: Jeder Pole, dem Beziehungen zu Polen, zur polnischen Kultur oder zum Katholizismus unterstellt werden konnten, geriet unter Verdacht – also de facto alle 600000 Polen. Allein in der ukrainischen Sowjetrepublik wurden mehr als 55000 Polen festgenommen und davon mehr als 47000 erschossen. Timothy Snyder hat berechnet, dass in Achmatovas Heimatstadt Leningrad 1937/38 das Risiko einer Verhaftung für Polen 34 Mal höher war als für andere, überwiegend russische Sowjetbürger.

Es gab gezielten ethnischen Terror der stalinistischen Sowjetunion, der im Falle der Polen eine geopolitische Ratio hatte. Stalin nahm an, dass die Polen im Falle eines deutsch-sowjetischen Kriegs nicht auf Moskaus Seite stehen würden. Zugleich waren die sowjetischen Mordaktionen wie auch später das Massaker von Katyn im Mai 1940 tief in russischen und sowjetischen Perzeptionsmustern von Polen verwurzelt. Diese gehen auf die Zeit des polnischen Freiheitskampfes gegen die russische Herrschaft zurück. 1830/31 und 1863 erhoben sich Polen mit dem Ziel, ihre in den Teilungen am Ende des 18. Jahrhunderts verlorene staatliche Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Die Aufstände wurden von Russland brutal niedergeschlagen. Im offiziellen Diskurs Russlands galten Polen in der Folge als „Auführer“ und „Verschwörer“. Es entstand, wie der russische Historiker Mikhail Dobilov feststellte, die Vorstellung vom „polnischen Erbfeind“, und diese wurde nach dem Aufstand zur ideologischen Grundlage der Russifizierungspolitik in den westlichen Gouvernements des Zarenreichs.

Während des ersten Aufstands der Polen 1830/31 schrieb der russische Nationalpoet Alexander Puschkin das Gedicht „An die Verleumder Russlands“. Mit antipolnischen Stereotypen durchsetzt, warf sein Text der europäischen Öffentlichkeit vor, sich in die inneren Angelegenheiten eines „häuslichen Streits“ unter Slawen einzumischen. Das Gedicht formulierte eine existenzielle Alternative, die nur Gewinner und Verlierer kannte: „Ob die Slawenflüsse sich ins russische Meer ergießen, oder ob dieses austrocknet, das ist die



Die sowjetische Antikriegs-Demonstration in Kiew 1983 will Moskaus aggressive Nationalitätenpolitik ausblenden. Foto: Imago

## Niemand ist unschuldig, nichts ist heilig

Der Krieg gegen die Ukraine offenbart eine Kontinuität in der russischen Minderheitenpolitik vom Zarenreich über die Sowjetunion bis zu Putin. Eugen Ruge irrt, wenn er meint, der nationale Blick gehe an der Sache vorbei.

Von Martin Schulze Wessel

Frage.“ Puschkin segnete, wie Sonja Margolina schreibt, antieuropäisches Ressentiment mit den höheren Weihen des Genius. „Es sollte fortan das Selbstverständnis der russischen Bildungsschicht als Kulturnation prägen.“

Damals entstand ein Narrativ, das politisch relevant und in der breiten russischen Öffentlichkeit populär wurde. Darin galt das aufständische, intrigante Polen als verlängerter Arm des Westens, der Russlands Macht unterminieren wollte. So dachte auch Stalin, und hierin liegen die tieferen Motive für den sowjetischen Terror gegen die Polen. Heute, im Krieg gegen die Ukraine, knüpft die russische Politik an die alten Stereotype an: Am 1. November rezitierte Außenminis-

ter Sergej Lawrow Puschkins Gedicht in einem einminütigen Video, das auf Twitter offiziell verbreitet wurde. Die Aufnahme in einem Biedermeier-Kabinett wurde mit kurzen Filmsequenzen aus der Gegenwart unterlegt, etwa vom Auftritt der Führer der vier annektierten ukrainischen Provinzen in Moskau. Das Video schlägt die Brücke vom polnischen Aufstand 1830/31 zum russisch-ukrainischen Krieg heute, von Puschkin zu Putin. Dabei richtet sich die Warnung an die „Verleumder Russlands“ in beiden Fällen an dieselbe Adresse: den Westen, der sich davor hüten soll, sich in slawische Familienangelegenheiten einzumischen.

Die Wahrnehmung und Verfolgung von Polen ist nur ein Beispiel für die Verbindungen zwischen der Politik des Zaren-

reichs, der Sowjetunion und dem Regime Putins. Eugen Ruge behauptet: „Nichts von dem, was Stalin tat, tat er als Russe, nicht im Auftrag des russischen Volkes, nicht zu dessen Vorteil.“ Gewiss agierte Stalin nicht zum russischen Vorteil, und er gelangte bekanntlich nicht in freien Wahlen an die Macht. Seine Nationalität war nicht russisch, sondern georgisch. Dennoch steht Stalin in einer russischen Tradition, das belegt etwa der Terror gegen die sowjetischen Polen. Diese darf man nicht als „ewig russisch“ essenzialisieren, aber man darf sie auch nicht verleugnen.

Der Stalinismus sei „die Diktatur eines Psychopathen“, stellt Ruge fest. Das stimmt; doch der personalisierende und

pathologisierende Blick auf die sowjetische Terrorherrschaft birgt die Gefahr, langfristige Kulturmuster zu übersehen, die im Stalinismus besonders grausame Folgen zeitigten. Eugen Ruge behauptet: „Der Stalinismus war keine Diktatur der Russen über Ukrainer und Balten.“ Das haben Ukrainer und Balten anders gesehen, wie zahlreiche autobiographische Zeugnisse belegen. Es ist richtig, dass die Bolschewiki im Moskauer Herrschaftszentrum kommunistische Eliten aus den nichtrussischen Republiken integrierten, sodass auch Balten und Ukrainer in die Führungsetagen der Partei aufstiegen. Auch darin knüpfte die Sowjetunion an das Zarenreich an, das nichtrussische Eliten in den russischen Adel und in den Staatsdienst aufnahm. Solche Assimilation ist ein typisches Merkmal imperialer Herrschaft.

Ungeachtet dessen waren Zarenreich und Sowjetimperium nicht nur aus der Perspektive der Beherrschten an den nichtrussischen Peripherien Regime mit einem russischen Herrschaftszentrum und russischen Herrschaftstraditionen. Innerhalb der Sowjetunion gab es eine informelle Hierarchie der Nationalitäten, mit den Russen an der Spitze. Auf das „große russische Volk“ brachte Stalin nach dem Zweiten Weltkrieg einen Trinkspruch aus und reklamierte damit den Sieg und die Opfer des Kriegs einseitig für die Russen, was nicht nur in Russland, sondern auch in Deutschland die Sicht auf den Krieg bis in die Gegenwart hinein verzerrt hat.

„Der nationale Blick geht an der Sache vorbei“, meint Eugen Ruge. Aber es war die Sowjetunion selbst, die diesen Blick kultivierte, nicht nur durch Stalins berechtigten Toast. Als Beispiel für nationale Geschichtsklitterung sieht Eugen Ruge den Holodomor, der inzwischen so aufgeladen sei, dass man sich kaum noch getraue, „an Tatsachen zu erinnern“. Meiner Erfahrung nach ist der Holodomor in Deutschland immer noch so unbekannt, dass man notgedrungen an Tatsachen erinnern muss, um überhaupt davon zu sprechen. Er bezeichnet eine Hungersnot, die durch Stalins forcierte Industrialisierung am Ende der Zwanzigerjahre ausgelöst und durch die Kampagne gegen die sogenannten Kulaken verschärft wurde. Die Sowjetmacht ließ sämtliches Getreide einschließlich des Saatguts beschlagnahmen; bis 1933 verhungerten in der Folge sieben Millionen Menschen. Allein in der Ukraine waren es fast vier Millionen – nicht drei Millionen, wie Eugen Ruge schreibt. Auch in Kasachstan und in Südrussland gab es Millionen Opfer. Aus Sicht der russischen Historiographie handelt es sich deshalb um eine Katastrophe, die verschiedene Völker in der Sowjetunion verbindet.

Im Sinne dieser russischen Interpretation des Holodomors fragt Eugen Ruge: „Wie gelingt es einem Historiker, aus dieser Tragödie ein exklusives Opferrecht zu schließen?“ Um ausschließliche Ansprüche des Erinnerns geht es nicht; denn wer wollte den Kasachen, den Russen oder auch den Nachfahren der in hohem Maße betroffenen deutschen Minderheit der Mennoniten verwehren, an ihr Leid zu erinnern? Nur ist das Narrativ der allgemein sowjetischen Hungerkatastrophe aus ukrainischer Sicht nicht die ganze Geschichte. Denn der von Stalin ausgelöste Hunger wurde im Falle der Ukraine willentlich verschärft, um vermutetem Widerstand vorzuzukommen – eine konstruierte Geschichte, ähnlich der Rechtfertigung des Terrors gegen die sowjetischen Polen. Gleichzeitig mit der Beschlagnah-

mung von Getreide auf dem Land verhaftete die Sowjetmacht in den Städten ukrainische Schriftsteller und Künstler, die in ihrer Sprache schrieben und ihre Nationalkultur pflegten. Auch hier setzte der Stalinismus russische Traditionen fort.

Nicht in erster Linie die hohe Zahl der Opfer, sondern der Zusammenhang von der Ermordung einer Opfergruppe mit dem gezielten Anschlag auf ihre Nationalkultur macht den Holodomor zu einem Verbrechen, das man mit guten Gründen als genozidal bezeichnen kann. Wenn die russische Kriegsführung heute in der Ukraine Zivilisten und zivile Infrastrukturen angreift und die Moskauer Regierung zugleich die politische und kulturelle Elite der Ukraine als „Faschisten“ entmenslicht und Ukrainer in hoher Zahl durch „Filtrationslager“ nach Russland schleusen lässt, wird genau diese Verbindung von physischer und kultureller Vernichtung sichtbar. Ähnliches zeigte sich, als russische Besatzer im völlig zerstörten Mariupol ein Holodomor-Denkmal demolierten. Wer eine Vorstellung davon hat, wie kollektives Gedächtnis funktioniert, wird sich nicht darüber wundern, dass in der Ukraine heute an den Holodomor emotional aufgeladen erinnert wird. Der nationale Blick geht im Falle der Ukraine nicht an der Sache vorbei. Er offenbart einen tatsächlich bestehenden Zusammenhang.

Eugen Ruge prangert Hass und Abneigung gegen alles Russische an, und wer wollte ihm widersprechen? Aber wie repräsentativ sind seine Beobachtungen? Gerd Koenen hat in seiner Erwidderung (F.A.Z. vom 7. November) überzeugende Gegenargumente genannt. Auch ich mache in meinem Umfeld Erfahrungen, die dem Eindruck einer tiefen Abneigung gegen Russland und die Russen widersprechen. So ist Forschungsexpertise in russischer Geschichte bei Berufungen auf Lehrstühle für Osteuropäische Geschichte nach wie vor von primärer Bedeutung. Demgegenüber gibt es in Deutschland eine einzige 50-Prozent-Professur für ukrainische Geschichte.

Ruge bezieht sich vor allem auf die Kultur. Er spricht von einem Generalverdacht gegen die russische Literatur und greift speziell die ukrainische Schriftstellerin Oksana Sabuschko für einen Essay in der „Neuen Zürcher Zeitung“ an, in dem sie Zusammenhänge zwischen russischer Literatur und Gewaltkultur aufzeigt. Doch ist es nicht inzwischen weit verbreitet und wissenschaftlich anerkannt, mit dekolonialisierendem Blick Machtstrukturen in der Literatur zu analysieren? Auch Nationalliteraturen aus Staaten, die keinen Vernichtungskrieg führen, sehen sich solcher Kritik ausgesetzt. Wie kann man erwarten, dass in der Ukraine, wo Russische Literatur jahrzehntelang ein Pflichtfach in der Schule war, keine Revision des russischen Klassiker-Kanons beginnt, zumal dann, wenn Russland einen Angriffskrieg gegen ebendieses Land führt?

Ruge hat recht, wenn er vor einer Dämonisierung Russlands als absolutem Bösen warnt. Aber es ist wichtig und nötig, genauer auf die strukturellen, langfristigen wirksamen Problematiken der Geschichte Russlands zu schauen. Die russische Geschichte ist nicht unschuldig und die russische Literatur nicht heilig.

Martin Schulze Wessel ist Professor für die Geschichte Osteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

## Ist das Schwein entwischt, kann das Gatter ruhig offen bleiben

Matriarchatsgeschwafel statt Gerechtigkeit? Jette Steckel inszeniert „Das Himmelszelt“ von Lucy Kirkwood als deutsche Erstaufführung am Deutschen Theater Berlin

Der Brexit! Der hat uns gerade noch gefehlt am Deutschen Theater Berlin, wo jetzt „Das Himmelszelt“ als deutsche Erstaufführung herausgekommen ist. Bis auf ihn geht es im Stück nämlich so ziemlich um alles, was als klassische Tragödienelemente oder eiserne Formaterienkomponenten bezeichnet werden könnte. Die 1984 in London geborene Autorin Lucy Kirkwood erzählt quatschfidel von armen Frauen und bösen Männern wie von bösen Frauen und armen Männern, von

Elend, Hunger, Ausbeutung, von Recht und Unrecht, von Unfruchtbarkeit und ungewollten Schwangerschaften, von ermordeten Kindern und übergroßen Gästen, von schmutziger Wäsche und gefegten Treppen, von Kraut und Rüben, von Kometen und Warzen, von Religion, Medizin, Gesetzgebung, Aberglauben, Wissenschaft, von Gewalt und Schicksal und vom Geschlechterkampf sowieso. Ach ja, und latent ist der Brexit doch mit dabei: Vor dem Hintergrund der Debatten

darum ist seinerzeit „Das Himmelszelt“ entstanden, worauf die Autorin mehrfach hingewiesen hat – warum auch immer. Was auf der umfangreichen Themenspeisekarte höchstens fehlt: der Tod von Elisabeth II. und die Fußball-WM in Qatar.

In einer Mischung aus Arthur Millers „Hexenjagd“ und dem Film „Die zwölf Geschworenen“ (1957) von Sidney Lumet versammelt Lucy Kirkwood zwölf Frauen unterschiedlichen Alters zu einer Jury, die feststellen soll, ob eine junge Mörderin

schwanger ist oder nicht. Wäre sie es, würde sie lediglich deportiert, wäre sie es nicht, landete sie am Galgen. Nein, das sind nicht juristische Fehlentwicklungen in Großbritannien seit 2020, sondern Ereignisse aus einem kleinen englischen Dorf im Jahr 1759. Damals war ein solches Prozedere wohl üblich, um im Fall des Falles das unschuldige Ungeborene nicht mit der schuldigen Mutter zu töten. Die „Matronenjury“ wurde ohne Speis und Trank und Toilette in einem ungemütlichen Raum eingesperrt, bis sie zu einem einstimmigen Votum gefunden hatte. Bei Kirkwood werden die Frauen aus ihren Alltagspflichten gerissen und haben keine Lust auf den Job als Sachverständige, was ihre Reizbarkeit erklärt.

Dementsprechend hat der Bühnenbildner Florian Lösche einen düsteren, komplett leeren Verschlag aus Holzbrettern zimmern lassen. Wer müde wird, muss sich auf den Boden setzen, wer ein Wams oder Mieder loswerden will, muss es eben dorthin legen. Die dominierende Farbe für die Kittel der Frauen und für das Licht bei den Gruppenchoreographien ist Orange, seit Guantanamo ausgesprochen toxisch konnotiert. Dazu werden massive schwarze Kappen mit Scheuklappen getragen, vor allem, wenn ein Mann im Anmarsch ist (Kostüme: Andrea Schraad). Das Stück spielt zwar zur Zeit des Siebenjährigen Krieges (1756 bis 1763), in dem Großbritannien als Kolonialmacht maßgeblich expandieren konnte, aber es wirft Fragen etwa hinsichtlich Emanzipation und Autonomie auf, die unstrittig von heute sind. Dem folgt – mit der Andeutung auf Gefangenenlager in der Karibik und unterdrückte Frauen im Iran – auch die Inszenierung von Jette Steckel. Was jedoch nicht funktionieren kann und nichts bewirkt, als dass sich die Figu-



Die Frauenjury, von Jette Steckel in blutorangerotes Licht getaucht. Foto Arno Declair

ren – naseweis aufpoliert – maximal zwischen den Epochen verspannen.

Kathleen Morgeneyer als Mörderin Sally ist ein böser Kobold in Ketten und auf die ganze Welt sauer, wofür es nachvollziehbare Gründe gibt (verkauft von der leiblichen Mutter, miese Zieheltern, Matronen), aber keine Lösungen. Täterin? Opfer? Dummes Ding? Und die anderen? Schlagen sich zwischen Haus- und Feldarbeit, Familienstress und der „Tyrannie der Eierstöcke“ irgendwie durch. Maren Eggert als Hebamme Lizzy pocht auf die Entscheidungshoheit der Frauen über den eigenen Körper. Almut Zilcher als Sarah meint, dass es sinnlos ist, das Gatter zu schließen, wenn das Schwein bereits entwischt ist. Steckels Regie ist bieder, naturtrüb eindimensional, und obwohl das Ensemble unter anderem mit Ursula Werner, Leila Abdullah, Franziska Machens und Anja Schneider hochkarätig besetzt ist, verläuft sich das Stück in obskurem

Matriarchatsgeschwafel. Man singt und tanzt und schrammt mit der im farbigen Nebel rhythmisch wallenden Musik von Mark Badur mitunter knapp am historischen orientierten Musical vorbei. Einzige Charlotte von Karin Neuhäuser als gut kaschierter Racheengel lässt sich nicht auf die dräuenden Frauenpower-Exzesse ein und verlangt Gerechtigkeit statt Mitleid für die Mörderin.

Manuel Harder als Gerichtsdienner und Enno Trebs als Gynäkologe verkörpern mit mehr oder weniger Erfolg das Prinzip der männlichen Dominanz. Am Schluss überstürzt sich die Tragik wie direkt vom Netflix-Reißbrett, ohne nach all den vorherigen Kapriolen noch besonders erschüttern zu können. Überdies nähert sich der Halleyische Komet der Erde und macht alle verückt. „Red“ mir nicht von Kometen, Frau“, grantelt Sallys Mann genervt am Anfang, aber schon da hört leider niemand auf ihn. IRENE BAZINGER

Wirken solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Nach langer, mit großer Geduld ertragener Krankheit nehmen wir Abschied von meinem lieben Mann, Vater, Schwiegervater, unserem Opa und meinem Bruder

**Wolfgang von Fumetti**

\* 8. August 1940 † 11. November 2022

In stiller Trauer  
Elena von Fumetti  
Julian und Anne-Karien von Fumetti  
mit Ella, Luca und Matteo  
Christoph von Fumetti und Familie  
und alle Angehörigen und Freunde

Die Trauerfeier wird am Donnerstag, den 17. November 2022, um 12.00 Uhr in der Trauerhalle des Friedhofs Ruhleben, Am Hain 1, 13597 Berlin, stattfinden.  
Die Urnenbeisetzung erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Kreis der Familie.